

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Frau des Geschworenen. Eine Erzählung

[urn:nbn:de:bsz:31-337023](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337023)



Die Frau des Geschworenen.

Eine Erzählung.



„Ich möchte nur wissen, was du immer und ewig in den Alten zu framen hast. Ich wollte, du könntest nicht lesen und nicht schreiben.“

„Wer nicht schreiben und nicht lesen kann, ist auch taub und blind.“

„Ich meine nur, wenn du nicht so gut schreiben und lesen könntest, würden sie dir in der Gemeinderath alle Geschäfte aufla-

den. Im nächsten Monat sind es zwei Jahre, daß wir verheirathet sind, und du bist einer der jüngsten Bürger im Dorf; sie haben dich in den Gemeinderath genommen undbürden dir nun alle Mähen auf. Der Bürgermeister hat's doch auch machen müssen, bevor du verheirathet warst. Du bist zu gut, du bist der Allermweltsdiener.“

„Vernachlässige ich dadurch etwas? Ist die Ernte nicht gut herein? Ist mein Feld, mein Vieh nicht im besten Stand?“

„Das habe ich ja nicht sagen wollen.“ Im Gegentheil, gerade weil du
Auerbach, Volkskalender. 1862.

Alles so prächtig in Stand hältst, solltest du dir auch Ruhe gönnen und nicht noch jetzt am Abend den Schreiber machen für Andere.“

„Afra, es freut dich doch auch, daß ich die Ehrenämter habe, und es wird uns Segen bringen, daß ich jetzt Vormund von dreierlei Waisen bin.“

„Jawohl, das ist Alles schön und gut, aber es ist zu viel. Mein Vater hat's hundertmal gesagt: wer sich anderer Leute Sachen annimmt, der wird überlaufen, und wenn man Einmal nicht hilft, da ist's, wie wenn man sein Lebenslang nichts gethan hätte; drum ist's am besten, ganz davon bleiben. Es soll ein Jedes für sich sorgen und es hat Jedes genug für sich zu sorgen.“

„Dein Vater wohnt da droben auf seinem Hof, eine Stunde abseits von allen Nachbarn und da mag er's so halten und so denken; aber ich lebe mitten im Dorf und lebe gern unter den Menschen, und wie sollte denn die Gemeinde bestehen, wenn Jeder sich von Allem losjagen wollte, was die Gemeinde angeht?“

„Immer Gemeinde und Gemeinde! Ich hab' mein Lebenslang nicht gewußt, daß das etwas ist, was man jeden Tag hört; aber ich verstehe davon nichts, nur so viel versteh' ich, daß der Mann am Abend mit der Frau spricht, und sich nicht dahinsetzt und immer Gemeindefachen liest und schreikt.“

„Ich bin bald fertig, dann wollen wir plaudern.“

Dieses Gespräch wurde an einem Herbstabend nach dem Nachtessen in einer großen Bauernstube in dem Bergdorfe Wellendingen geführt. Die Abende waren schon so lang, daß die Frau ihren Spinnroden wieder vorholen konnte. Sie war eine schöne stolze Bauernfrau, und Stolz — man sage was man will — ist auch eine Tugend, wenn es dabei bleibt, daß man auf sich etwas hält, sich selbst ehrt, und dadurch nichts Unehrenhaftes über sich kommen läßt. Erst wenn der Stolz Andere verletzt, da wird er zum Laster. Die Frau aber verletzte Niemand, sie gab jedem, Reich und Arm, was ihm gebührt, im Uebrigen kümmerte sie sich nicht viel um andere Menschen. Sie stammte aus einem vornehmen, einsamen Bauernhof, da war man brav und fleißig, bedurfte aber keines Menschen Ansprache und keines Menschen Hilfe. Man lebte für sich. Drunten im Dorf richtete sich Alles nach der großen Thurmuh, auf dem Weierhof aber hatte man seine eigene große Schlaguhr, die am Giebel des Hauses angebracht ist, und wenn Menschen, die von draußen kamen, auch sagten, die Uhr ginge um Stunden vor oder nach, man änderte sie nicht. Wie die andere Welt lebt, darnach hat man nichts zu fragen, und nur der Kalender ist das Einzige, was hier oben gilt; denn die Sonntage und die Feiertage daneben auch die Markt-tage, die kann der Weierhofsbauer nicht setzen, wie er will, da muß er sich, er mag wollen oder nicht, nach dem richten, wie es die andere Welt festgesetzt hat.

Etwas von der Eigenwilligkeit und Abgeschlossenheit des Weiherhofes hatte die Frau mit ins Dorf gebracht, als sie den Martin Sprösser heirathete. Sie lebte auch hier am liebsten für sich allein und abgeschlossen; sie stand für sich selber und füllte ihren Platz rechtschaffen aus.

Martin besaß ein mäßiges Bauerngut und verstand es trefflich zu bewirthschaften, denn er war auch draußen in der Welt gewesen und das kam ihm in manchen Dingen zu gut.

Er hatte seine volle Zeit bei der Kavallerie abgebeten, und es war kein geringer Ruhm, daß er eine Tochter vom Weiherhof zur Frau bekam. Das Paar paßt aber auch trefflich zusammen. Wie sie jetzt in der Stube saßen, und die Lampe zwischen ihnen — die Jugendkraft, die Thätigkeit und Wohlhabenheit, gab jedem Einzelnen einen besonders stattlichen Ansdruck. Die Männer im Dorfe behaupteten: Martin sei der schönste Mann in der Gemeinde, und die Frauen sagten: Afra könnte die schönste Frau sein, wenn sie nicht immer so stolz drein schaute.

Nach dem Gespräche, das wir so eben gehört, war's wieder geraume Weile still in der Stube. Martin saß hinter dem Tisch, kramte in den Papieren, verglich und rechnete; er sah dabei oft auf nach seiner Frau, die den Flachs so rasch aus dem Waden zupfte und das Rad so emsig drehte, daß man wohl sehen konnte, auch in ihr drehte sich was und zupfte was. Dabei hatte sie aber die Augen niedergeschlagen und blickte in den Schooß.

Martin hatte schon mehrmals den Mund geöffnet, um ihr etwas zu sagen; er brachte es nicht heraus. Endlich sagte er: „Es ist doch schön, daß die Schwurgerichtssitzungen so auf den Spätherbst verlegt sind, wo Alles bereits eingeheimst ist.“

Er hoffte, die Frau würde etwas sagen, aber sie schwieg beharrlich, nur riß eben der Faden ab und schnurrte in die Spule. Sie hengte sich nieder, brachte die Spule wieder in Ordnung und Martin hielt dazu die Lampe über den Tisch hinüber.

Auch Martin war der Faden abgerissen und er wußte ihn nicht so leicht wieder in die Hand zu bekommen. Er las wiederum in den Akten weiter, hielt den Finger auf eine Zeile, sah auf nach seiner Frau. Sie schaute nicht um.

„Der Klüßer von Roggenbach kommt dießmal auch vor das Schwurgericht,“ sagte Martin. Auch das zog nicht, die Frau blieb stumm. „Es sind Viele aus unserer Gegend als Zeugen vorgeladen,“ setzte er nach einer Weile hinzu. Die Frau preßte die Lippen zusammen, aber sie fragte nicht einmal, wer denn vorgeladen sei. Endlich sagte Martin: „Auch aus unserm Ort ist dießmal ein Geschworener dabei.“

„Doch nicht du?“ brachte die Frau endlich hervor. Das Rad stand still, und ihre großen schönen Augen flammten unruhig.
 „Ja, ich,“ erwiderte Martin.



„So?“ Das war das Einzige, was die Frau darauf erwiderte. Und das Rad ging so schnell und der Flachs wurde aus dem Rocken gezupft, wie noch nie. Die Lippen der Frau zuckten und sie senkte ihren Blick wiederum in den Schooß; sie kämpfte ein Weinen nieder. Sie schluckte die Thränen hinab, aber die Thränen wollten als böse Worte herauf und sie hielt sich die linke Hand vor

den Mund. Sie will gar nichts mehr sagen, kein Wort mehr. — Bis Martin wieder fragt: „Warum redest du gar nichts?“

„Ich habe da nichts drein zu reden. Willst du gehen?“

„Ich muß. Es ist ein Ehrenamt. Ich bin von der Kreisversammlung gewählt.“

„Da siehst du nun, wie recht mein Vater hat. Wenn man sich zu Allem hergibt, dann fragen sie zuletzt gar nicht mehr und nehmen Einen fort von Haus und Hof. Folge mir und zahle lieber die Strafe und bleib' daheim. Und du kannst jetzt gar nicht fort, derweil wir Drescher im Hause haben, Kraut schneiden müssen, Kartoffeln einthun und alles voll Futterrüben ums Haus herumliegt.“ —

„Bis ich einberufen werde, ist ein guter Theil abgethan und das Andere in guter Ordnung, und du verstehst selber, die paar Wochen Alles gut in Stand zu halten.“

„Ein paar Wochen?“ stuzte die Frau. Sie war ihr Lebenslang nicht zweimal über Nacht von daheim weg gewesen, sie fand es unbegreiflich, wie man das so leicht hinnehmen könne. „Ein paar Wochen?“ wiederholte sie. „Und du wirst da in der Stadt sein und gar kein Heimweh haben nach Frau und Kind.“

„Das werde ich haben und werde es verwinden. Schau, Ufra, du bist doch gescheit und gut, so hör' mich gut an. Schau, wir haben's Gottlob gut, wir haben unser reichliches Auskommen, keine Sorgen ums Brod, und wir können noch jedes Jahr was erübrigen. Dafür muß man Gott bezahlen, oder er nimmt's gezwungen.“

„Das weiß ich und thu' darnach. Ich thue meine Schuldigkeit, ich gebe den Armen, wie sich's gebührt, das bin ich von daheim her gewohnt; damit hab' ich das Meinige gethan vor Gott, mehr fordert er nicht.“

„Ja wohl, es wird noch mehr verlangt. Ich habe Soldat sein müssen, und das Gesetz ist gut, daß Jeder Soldat sein muß. Was Alle angeht, da muß Jeder dabei sein. Und jetzt bezahl' ich meine Steuern.“ —

„Ja, und wir sind hoch genug eingeschätzt.“

„Nicht höher, als wir's ertragen können. — Ja, aber mit Soldat sein und Steuern zahlen, ist die Sache noch nicht fertig. Soll es rechtmäßig und ehrenhaft hergehen, so muß jeder Bürger selber mithelfen den Staat zu ordnen und Recht zu sprechen, wenn's von ihm verlangt wird. So lange nicht Jeder willig und mit Freuden dabei ist, so lange haben wir kein Recht, über den Hochmuth der Beamten zu klagen und daß die Bürgerschaft nichts gelten soll.“

„Brauchst gar nicht so viel zu sagen, ich versteh's doch nicht; nur so viel

verstehe ich, daß du gehen willst, und ich kann dir's nicht wehren. Warum ist nicht der Bürgermeister gewählt, oder der Delmüller oder der Tobelbauer? Die sind Alle reicher als wir und viel ältere Bürger. Ins Gesicht hinein werden sie dich rühmen, aber hinterm Rücken werden sie dich auslachen, daß du so gutmüthig bist, und läßt dich von Haus und Hof und Frau und Kind wegnehmen, für nichts und wieder nichts."

So sprach die Frau zuletzt, während sie das Spinnrad bei Seite stellte und die Stube verließ.

Martin las noch eine Weile in den Akten, aber seine Augen waren trüb, oder das Licht brannte nicht mehr so hell. Er mußte ablassen und ging zur Frau, die mit der Magd in der Küche am Herde stand.

„Ich komme gleich in die Stube,“ sagte die Frau, als sie ihm in's Gesicht gesehen. Sie wollte nicht, daß irgend eine Erörterung im Beisein der Magd stattfände.

Martin ging in die Stube zurück, aber die Frau ließ ihn doch noch eine Weile warten, und in Martin stieg ein Aerger auf. Er war sich bewußt, das Rechte zu wollen und zu thun, aber auf dem Weiberhof war nur Das das Rechte, was man dort wollte und dort that. Endlich kam die Frau und sie fragte: „Was hast du mir denn noch zu sagen?“

„Ich habe dir weiter nichts zu sagen.“

„Wenn ich dich zurückhalten und bei mir haben will, so geschieht's aus Eifersucht und Liebe. Ich will dich allein haben und gebe dich nicht gern eine Minute her, sei es der Gemeinde oder dem Gericht oder was es sei.“ So sagte die Frau, aber — sie sagte es nur im Herzen. Es lag ihr auf der Zunge, aber über die Lippen kam's nicht; da saß ein Trotzteufelchen und ließ die Worte nicht heraus, und redete der Frau ein, sie dürfe ihre Eifersucht nicht kundgeben und sich auch nicht so verliebt zeigen. Halb als Aerger, halb als Trotz, kamen nur die Worte heraus: „Du bist von deinem Soldatenstand her nicht so an's Haus gewöhnt, wie ich. Geh' du nur, ich rede kein Wort mehr darüber.“

Und so geschah's auch. Es vergingen Tage und Wochen, man redete nichts mehr von der Abreise Martins. Aber die Frau rüstete ihm still Kleider und Wäsche her; man sollte ihm in der Stadt ansehen, wer er sei und was er für eine Frau habe. Dem so stolz Afa für sich war, so stolz war sie auch für ihren Mann. Und es muß nochmals gesagt werden: das ist der gute Stolz, der auch den gerechten Stolz Anderer erkennt und die guten Eigenschaften der Angehörigen sich selbst zu gute hält und sie darum wahr.

Am Abend vor der Abreise war in wenig Minuten alles bei der Hand, was Martin für eine mehrwöchentliche Abwesenheit brauchte. Die Frau zählte ihm

jedes einzelne Stück vor und gab ihm überdem noch einen Zettel, auf dem Alles geschrieben war, damit er es ordentlich wieder mitbringe.

„Es ist doch gut, daß du auch schreiben kannst,“ sagte Martin.

„Ja, fürs Haus,“ erwiderte die Frau.

Man konnte an diesem Abend nicht viel mit einander sprechen, denn fast alle Gemeinderäthe und andere angesehenere Dorfbewohner kamen ins Haus des Martin Sprösser. Einige boten der Frau an, daß sie ihr beistehen wollten, wenn sie ihrer bedürfte; Andere dagegen sprachen nur vom Schwurgericht, und wie es Einem zu Muthe sei, so über Leben und Tod anderer Menschen abzurtheilen. Es sei leicht gesagt: den sollte man hängen, den einsperren; wenn's aber drauf und dran käme, daß man das nun ins Werk setzen helfe, da zittere Einem das Herz im Leibe. Der Bürgermeister, der selber einmal Geschworener gewesen, wußte viel davon zu berichten. Und die Stunde, in der man eingesperrt ist, von der ganzen Welt abgeschnitten, bis man den Wahrspruch geschöpft, die war gar schauerlich. Er erzählte, wie da Niemand gern zuerst das Wort nähme, um nicht allein Schuld zu sein, und wie man sich endlich beruhige, wenn man sehe, daß ein Anderer auch so urtheile, wie man selbst gern möchte. Viel Lachen erregte es, als er von einem Krämer berichtete, der geradezu sagte: „Wenn ich nur mit meiner Frau darüber reden könnte, dann wüßte ich schon, was ich zu sagen hätte.“

Weit ergiebiger aber als diese Betrachtungen, waren die Schilderungen von Mord und Todtschlag. Wenn man vor Zeiten an Winterabenden einander Gruseln machte, indem man Hexen- und Gespenstergeschichten erzählte, so fand man jetzt ein eigenes schauerliches Behagen daran, sich dadurch Gruseln zu machen, daß man von Mord und Todtschlag und allerlei grausenhaften kaum zu nennenden Verbrechen berichtete. Der Delmüller hatte da einen guten Vorrath von Geschichten. Es war ihm behaglich, daß er selber mit heilen Gliedern in der Welt umhergeht und derweil seine Mühle im Gang ist. Mit sehr umständlicher Anschaulichkeit berichtete er von gespaltenen Schädeln, aufgeschlittem Bauch, abgehackten Händen und Knebeln im Munde, und die Uebrigen wollten es ihm gleich oder gar noch zuvor thun, denn sie wußten noch viel Gräßlicheres zu berichten, so daß Afra endlich ausrief: „Um Gotteswillen! Nebet nicht soviel von solchen grauslichen Sachen; ich kann ja die Nacht kein Aug' zuthun, und wenn man euch so hört, meint man, in der ganzen Welt wären nichts als Diebe und Mörder und Menschenmetsger.“

Man trennte sich erst spät in der Nacht. Martin gab seiner Frau an, was Alles noch zu ordnen sei und händigte ihr die Bücher zum Eintragen ein, denn er gehörte zu den geordneten Landwirthen, die es wissen, daß mit der Handarbeit nicht alles gethan ist, sondern daß eine leichte Uebersicht— ohne dabei in Kanzlei-

wesen zu verfallen — die Arbeit fördert, und dem Wirthe jederzeit die Beruhigung giebt, seine ganze Lage vor Augen zu haben. Man schlief in dieser Nacht wenig, denn schon um drei Uhr mußte man auf den Weg, damit die Pferde, die



der Knecht führte, noch selben Tag zurückkehrten, und am andern Tage wieder ins Feld könnten. Man hatte jetzt keinen Tag dran zu geben, es mußte jetzt Alles frisch umgeackert werden.

Es war ein schöner Spätherbst; es regnete fast regelmäßig in der Vormittags- und am Morgen prangte heller Sonnenschein. — Der Himmel stand noch voller Sterne, als Martin sich zur Abreise anschickte. „Bleib' du mir ruhig liegen,“ hatte er seiner Frau gesagt. „Sieh gut nach und denk' gut an mich.“ Die Frau reichte ihm die Hand, aber eben, als er auf den Wagen steigen wollte, stand sie vor ihm und sagte: „Du hast deine Pelzhandschuhe vergessen; es ist schon kalt und es kann Schnee liegen, bis du wiederkommst.“

Martin empfand wohl, daß die Frau mit diesem Kommen und Bringen etwas Gutes sagen wollte, aber er hätte es auch noch gern in einem guten Worte gehört, und er bat: „Afra, mich friert's im Herzen, wenn du mir nicht ein gutes Wort mit auf den Weg gibst. Ich hab' einmal in einem Buche gelesen: ein gutes Wort, das man Einem mit auf den Weg gibt, ist wie gutes Hausbrod aus der Tischlade.“

„Ich hab's nicht gelesen und bin keine Frau nach dem Buch.“

„Du siehst doch ein, daß ich mich gar nicht lossagen kann von dem Schwurgericht und Recht thue, daß ich mich gar nicht lossagen will?“

„Sei froh, daß Du's einsehst.“

„Wir wollen nicht mehr lang reden. Leb' wohl und behüt' dich Gott!“

„Leb' wohl und behüt' dich Gott!“

„Gieb' unserm Kind einen Kuß von mir, wenn es aufwacht; ich hab's nicht wecken wollen,“ rief noch Martin, während schon die Pferde anzogen. Der Wagen fuhr durch die Nacht davon; die Frau kehrte ins Haus zurück, sie entkleidete sich nochmals und legte sich ins Bett, aber sie fand keinen Schlaf. Der Kettenhund bellte unaufhörlich, wie wenn ein Dieb ins Haus gedrungen wäre, und es war auch ein Dieb eingedrungen, der etwas mit fortgenommen, was nicht Schloß und Riegel verwahren können.

Afra rief dem Kettenhunde zum Fenster hinaus, daß er still sein solle. Der Kettenhund kannte die strenge Stimme seiner Herrin und verkroch sich in seine Hütte. Jetzt war es aber Afra so einsam, wie wenn sie allein auf der Welt wäre. Sie beugte sich über das schlafende Kind und gab ihm einen Kuß, aber nicht dem Auftrage gemäß für Martin, sie gab ihn für sich selbst und — jetzt noch einen und der galt nicht dem Kinde, sondern Martin. Hätte Martin etwas von diesem Kusse gespürt, es wäre Beiden viel Herzeleid erspart worden. —

Der Abreisende nimmt dem Dabeimbleibenden die Ruhe mit fort und nun gar, wenn er in Mißhelligkeit geschieden. Der Frau war es plötzlich so bang, als werde sie ihren Mann gar nicht mehr sehen, als wäre er auf ewig davon, und so in der Nacht, sie hatte sein Gesicht nicht mehr recht gesehen. — Es traten ihr schwarze, ungeheuerliche Bilder vor die Seele, als sie die Augen schloß; sie rich-

tete sich straff auf: „Das ist nichts.“ Aber ein Anderes trat ihr dann schwer vor die Seele und sie war böß, aber diesmal auf sich selber. Der Stolz, der gute Stolz sagte ihr, wie es eine Schande ist, daß zwei Menschen, die gut bei einander stehen sollten, in Zank und Haber einander verunehren; aber der andere Stolz redete auch drein, daß sie dafür sorgen müsse, daß man nicht ins Elend komme, und der Weg, den Martin ging, der führt dazu, geradeswegs zur Verarmung, und daß man vielleicht gar einmal bei den Menschen um Mitleid betteln müsse.

Afra stand auf und weckte die Magd, eine ältere Verwandte, die sie von



dahem mitgebracht. Sie mußte Jemand um sich haben, um ihre Unruhe los zu werden. Sie spann nun mit der Alten, bis der Tag kam. „Er hat heute einen schönen Tag zum Reisen,“ sagte sie zur Base, als die Sonne im Purpurglanz über den bewaldeten Bergen heraufstieg. — Nun begann Afra mit rüstiger Kraft im Hause zu wirthschaften, Seglichen auf seine Stelle zu rufen, und ihm gleich beim ersten Wort zu zeigen, daß der Herr im Hause nicht fehle. Wenn dann Martin wieder heimkäme, soll er sehen, wie sie auch Alles regieren und ordnen könne und dann wird er sich künftighin mehr von ihr einreden und von den Gemeindefachen und dem Gericht und Allem, was Einen nichts angeht, ab-

bringen lassen; denn das führt dazu, daß man ins Elend versinkt. — Da kommt ein lebendiges Beispiel davon eben gegen das Haus: Das Männchen, das jetzt gebückt an seinem langen Stocke geht, hat einst viel Wald und Feld besessen, und jetzt hat es von seinem weiten Walde nichts als den Bettelstock in der Hand. — Noch nie war der Hypotheker — so hieß man das Männchen in der ganzen Gegend — besser bewirthe und reicher beschenkt worden, als heute im Hause Martins. Das alte Männchen ließ sich die Morgensuppe wohl schmecken und erzählte zum hundertsten Male seine Lebensgeschichte und wickelte dabei einige morsche in den Brüchen mühsam zusammengeklebte Papiere aus einer alten Brieftasche und legte



sie mit ihren verloschenen Siegeln rings um sich auf den Tisch, zum Beleg, daß da Alles amtlich beglaubigt sei. Da ist die letzte Aufschrift, wie man ihm Haus und Hof und Wald und Feld verkaufte, und da die Berechnung, was bei der Versteigerung der Fabrik übrig geblieben, und zuletzt noch der Entlassungsschein aus dem Zuchthause. — Und warum war dem Mann Alles geschehen? Er war doch vormals ein reicher Bürgermeister gewesen; aber so sind die schlechten Menschen! Um ihn zu verderben, haben sie ihn zum Bürgermeister gewählt, und er hat sich was darauf eingebildet. Und er hat doch vom Schreiben und Lesen nichts Rechtes verstanden, und der Gemeinbediener hat Alles gemacht und andere Spitzbuben und Blutsauger haben geholfen, die haben ihn ins Unglück gesprengt. Der

Bürgermeister hat beim Eintragen von Hypotheken seinen Namen eingeschrieben und sich mit seinem eigenen Vermögen dafür haftbar erklärt, und Alles war Lug und Trug; man hat ihn von Haus und Hof gejagt und überdem noch drei Jahre in Strafe genommen. Und jetzt geht er betteln, und ist froh, daß ihm Afra eine warme Suppe gibt, und Karoffeln und Mehl in einem Sad und etwas Schmalz in einem Topfe, mit auf den Weg.

Afra sättigte und tröstete den Mann und schaute dabei immer zum Himmel und dankte Gott, daß es mit ihnen noch nicht so weit war. — Es soll auch nicht so weit kommen. Es ist gut, daß Martin sich in so jungen Jahren um Dinge annimmt, die eigentlich nur den Beamten zustehen, wozu hat man denn Beamte? Und es ist gut, daß er eine Frau hat, die ihn noch auf den rechten Weg führt. Mag er jetzt Geschworener sein, er ist's zum ersten und letzten Mal gewesen.

Den ganzen Tag war Afra in voller Emsigkeit. Am Abend nahm sie die Bücher Martins vor und es freute sie doch sehr, seine ordnungsmäßige Genauigkeit zu sehen. Sie versuchte es zuerst auf einem daneben gelegten Papier, ob sie seine Schrift nachahmen könne, er soll nicht merken, wo sie angefangen hat einzutragen; aber sie bringt es nicht zuwege. Und sie sagt fast laut: „Gerade im Gegentheil; noch nach Jahren, wenn wir alte Leute sind, soll er's noch sehen, wo ich angefangen habe.“ Mit einer Genauigkeit, die sie seit der Probefchrift in der Schule nicht mehr geübt hatte, trug sie das Tagewerk und das Eingebachte ein. — Es war ihr einsam, als sie so allein saß, und sie schaute oft vom Spinnrad weg hinter den Tisch, ob Martin nicht da saß.

Noch spät in der Nacht spann Afra emsig, als müßte sie ihr täglich Brod mit Spinnen verdienen; sie wollte aber nur warten, bis der Knecht zurückkäme mit den Pferden. Der Schlaf übermannte sie endlich; sie hatte vergangene Nacht den Schlaf gebrochen und heute für Zwei gearbeitet. „Und er hat auch dem Knecht keine besondern Aufträge gegeben. Er läßt ihn nichts merken, daß wir in halbem Unfrieden von einander geschieden,“ beruhigte sie sich.

Sie ging in die einsame Schlafkammer und schlief bald ein, aber mitten in der Nacht erwachte sie, sie hörte den Knecht mit dem Fuhrwerk heimkommen; sie unterschied jede Bewegung und Hantirung ganz deutlich, sie hörte die Aufhalketten ausnesteln und jeden Tritt der Pferde, die müde nach dem Stalle gingen; sie hörte den Wagen nach der Scheuer schieben und jetzt das Bellen des Hundes, der mit von der Reise heimgekehrt war. Er erzählte wahrscheinlich dem Kettenhunde, was er draußen erlebt und gesehen hatte.

Afra wollte jetzt doch aufstehen und den Knecht fragen, ob der Meister nicht einen Auftrag gegeben. „Aber das schickt sich nicht, und du mußt warten lernen.“ — Sie hüllte sich in ihre Kissen.



II.

er Knecht hatte Afra wohl Manches zu sagen, aber doch das Eigentliche nicht, denn das verschloß Martin in sich. — Martin hatte nichts davon gespürt, daß die Frau daheim dem Kinde einen Kuß gab, der ihm galt. Er war dahingefahren, von seinem Hause weg, an seinen Feldern vorbei, mit schwerem Gedanken in der Seele.

Alles war ihm so fremd — das fand nicht seine Aecker, nicht seine Wiesen, das ist nicht die Straße von daheim. In seinem Sinnen war's so dumpf,

wie wenn er noch halb schlief, die Welt draußen sähe und hörte, und sich ihr doch nicht kundgeben könnte. So fuhr er wohl zwei Stunden lang dahin. Da begnnete ihm ein schweres, mit Getreide beladenes Fuhrwerk; Martin kannte es, es waren Pferde und Geschirr seines Schwiegervaters. Er hielt an, sprach mit dem Knechte und fragte nach Schwiegereltern und Angehörigen; da wickelte sich oben etwas zwischen den Säcken aus Mantel und Decke hervor.

„Ei du bist's?“ rief der Schwiegervater. „Wo hin denn so herrenmäßig?“

„Nach der Kreisstadt, zum Gericht.“

„So? Hast du einen Rechtsstreit? Mit wem denn?“

„Ich habe keinen Rechtsstreit. Ich bin Geschworne.“

„So? Du mußt viel übrige Zeit und viel übriges Geld haben. Wie ich höre, kriegen die Geschworenen nicht einmal Taggelber und müssen sich selbst verköstigen.“

„Ich kann's Gottlob,“ erwiderte Martin, der Zorn erstickte jedes andere Wort.

„Fahr' zu!“ befahl der Schwiegervater dem Knechte. „Behüt' dich Gott!“

„Behüt' Euch Gott!“ erwiderte Martin, und die beiden Fuhrwerke fuhren an einander vorüber.

„Es sind Leute, die nebenans wohnen, keine Gemeinschaft mit der Welt haben, rechtschaffen und unablässig für das Ihrige arbeiten, aber nicht wissen,

daß der Mensch nicht für sich allein da ist. Meine Frau kann nichts dafür, daß sie so denkt.“ — Mit diesen Erwägungen fuhr Martin dahin. Die Reise heiterte ihn aber doch bald auf und er kam auf allerlei andere Gedanken, denn der Abreisende hat es besser, als der Dabeimbleibende; diesen sind immer die altgewohnten Dinge und Menschen vor Augen und fragen gewissermaßen nach dem, der davon gegangen ist, während dem in die Ferne Ziehenden sich neue Gegenstände zeigen und alles Zurückdenken leicht verschwehen.



Martin war der Erste von den auswärtigen Geschworenen. Er wollte sich alsbald bei dem Vorsitzenden melden, dieser aber war zur Jagd gefahren, und Martin kam sich entsetzlich überflüssig in der Kreisstadt vor. Er schämte sich fast, daß er so früh gekommen, und doch war's gut, daß er einen Tag vorher hier sein, sich sammeln und vorbereiten konnte. Er schalt sich, daß er so von daheim fortgeeilt war, als ob man Tagwacht geblasen hätte; wäre er länger dabeimgeblieben, hätte er auch die Friedsamkeit mitgenommen, die ihm jetzt fehlte. Mar-

tin gab dem Knechte noch allerlei Anweisungen wegen der Feld-Arbeiten; im Uebrigen befehl er, den Anordnungen seiner Frau Folge zu leisten.

Als Pferd und Geschirr davon waren, kam sich Martin erst recht vereinsamt vor, und die Stunden, mit denen er hier nichts anzufangen wußte, wie gut hätte er sie daheim verbringen können!

Am andern Morgen fühlte er sich indeß doch frisch und zu seiner Pflicht bereit, während viele Mitgeschworenen erst spät in der Nacht oder gar erst kurz vor Beginn der Gerichtsitzung ankamen und übermäßig sich auf den weichen Stühlen im Gerichtssaal ausruhten.

Als die Verhandlung begann, hatte Martin rein vergessen, daß es einen Ort in der Welt gäbe, wo er Haus und Hof, Weib und Kind habe. — Der erste Schwur — nur nach dem Gewissen, ohne Haß und ohne Furcht den Wahrspruch zu schöpfen — und wie er da die Hand emporhob und mit ihm die Genossen alle — es war für Martin ein feierlicher Augenblick, viel feierlicher noch als damals, da er den Fahneideid schwur. Ja, er war so sehr inmitten der Verhandlung, daß er mehrmals, den Fragen des Präsidenten nachhelfend, Fragen an den Angeklagten und die Zeugen stellte.

„Den wählen die Geschworenen zum Obmann,“ sprachen unter den Zuhörern Manche. „Der thut sich vor, um zu zeigen, wer er ist,“ bemerkten überfluge Müßiggänger; denn viele Menschen glauben nicht, daß man um einer Sache willen so in Feueereifer gerathen könne, sie glauben, daß es nur geschehe, um sich Vortheil, oder wie hier, Ehre und Auszeichnung zu erringen.

Der erste Sitzungstag verging mit Verlesung der Anklageakte und mit Zeugenverhör. Der Fall war einfach und leicht zu entscheiden, obgleich der Angeklagte hartnäckig leugnete. Die Geschworenen aus dem Bauernstande hatten sich einen gemeinschaftlichen Mittagstisch angeordnet, Martin sprach dabei fast gar nicht, nur einmal sagte er zu seinem Nachbar: „Wie gut haben wir's doch, daß wir hier so gemeinschaftlich essen, mit einander reden und dann hingehen können, wohin wir wollen. Wie muß es Einem zu Muthe sein, der nun morgen noch einmal vor Gericht muß, um dann vielleicht seine halbe Lebenszeit in der Gefangenschaft zu verbringen.“

„Du möchtest den Dieb wohl freisprechen?“

„Nein, das nicht; es muß strenge Gerechtigkeit sein. Ich kann den Verbrecher bemitleiden und ihn doch unbeugsam strafen.“

„Du kannst vielerlei auf Einmal,“ lachte der Nachbar.

Von Tag zu Tag wurde die Theilnahme der Geschworenen lebendiger, und selbst diejenigen, die Anfangs darüber losgezogen hatten, daß man um der nutzigen Leute willen von daheim fortgerissen sei und nicht einmal eine mäßige

Entschädigung bekomme, waren jetzt von einem echten hingebenden Eifer befeelt. Denn es ist und bleibt ausgemacht: Man gebe den Menschen Gemeinnütziges und Gutes zu thun, und sie werden uneigennütziger und besser dadurch. Die Männer, die das ganze Jahr hindurch nur an Erhaltung und Vermehrung ihres Besitzthums dachten, fühlten jetzt, daß es die schönste Pflicht des Bürgers ist, Recht zu sprechen und so viel er vermag, die Ordnung der Staatsgesellschaft zu erhalten.

Von alten Bekannten traf Martin hier nur einen, es war seine ehemalige Wachtmeister, der jetzt Inspector auf einem großen, dem Staate gehörigen Eisenwerke war. Er hielt sich natürlich schon seinem Titel nach zu den Beamten, als mit denselben an ihrem Tisch, that indessen sehr herablassend und freundlich gegen Martin; nur vermied er jede gerade Anrede, denn er ahnte mit Recht, daß wenn er das vertrauliche „Du“ anwende, ihm Martin jetzt mit Gleichem antworte. Dagegen gewann Martin einen andern Kameraden und das Wort Kamerad heißt ja eigentlich Zeltgenosse. Sie lagen aber nicht miteinander im Feld, sondern waren Geschworene für Recht und Gerechtigkeit. Es war ein Waldbauer aus einer entfernten Gegend, ein Mann, schon bei Jahren, karg in Worten, aber noch karger in seinem Verhalten. So oft er aus der Gerichtssitzung in das Wirthshaus kam, eilte er auf seine Stube und zog sich von Kopf bis Fuß werktüdig an. Er saß bei Tische Martin gegenüber und dieser sagte einmal: „Wir ist auch ganz fremd und wunderbarlich zu Muthe, jetzt Wochen lang in Sonntagskleidern umherzugehen.“

„Wir wollen uns gemeinschaftlich ein Zimmer nehmen, dann wohnen wir billiger,“ erwiderte der Waldbauer. Und so geschah es auch. Martin war noch vom Soldatenleben her an Zimmergenossenschaft gewöhnt, während der Waldbauer äußerst ängstlich in Bewahrung seiner Habseligkeiten war; er schien in der That bloß Habseligkeiten zu kennen und keine andere Seligkeit auf der Welt. Der Waldbauer war karg, ja, fast geizig, aber um keinen Preis in der Welt hätte er die Ehre des Geschworenen sich abkaufen lassen, und er gewann, soweit er's vermochte, Martin lieb; denn dieser sagte einmal, als sie von Handel und Wandel mit einander sprachen: „Der einmal Geschwornener gewesen ist, der sollte doppelt darauf halten, daß sein Wort wie ein Eid gilt.“

In der zweiten Woche gab es eine langwierige Verhandlung über eine ganze Bande von Betrügnern, die sogar eines Raubmordes angeklagt war. Bei aller Hingebung für ihr Ehrenamt waren einige Geschworene dennoch froh, als sie das Loos freisprach, Andere lächelten sogar dankend und wohlgefällig dazu, als Angeklagte und Vertheidiger sie als unliebsam zurückwiesen; sie reisten nun auf einige Tage heim, um dann wieder mit frischer Kraft

zu erscheinen. Martin wäre es auch lieb gewesen, wenn er auf einige Tage wieder in sein Hauswesen hätte zurückkehren können. Er sprach das gegen einen Mitgeschworenen aus und dieser gab ihm den Rath, den Vertheidiger darum anzugehen, daß er ihn ablehne. Martin hielt es nicht für Recht, mit dem Ablehnungsbefugniß ein Spiel zu treiben, und so mußte er aushalten.

Als nun mehrere der Mitgeschworenen da- und dorthin abreisten, schaute ihnen Martin wie festgebannet nach. Die Herbstsonne schien so hell in den Gerichtssaal, und jetzt ist's so frisch und lustig bei der Arbeit draußen im Feld und daheim im Haus. Wenn er auch dort sein könnte! Und dann wiederkommen, der Unfrieden ist aus dem Herzen verschreckt, das wäre prächtig.

Der Widerspruch seiner Frau, den er fast ganz vergessen hatte, stand auf Einmal neu vor ihm und erschien viel stärker und größer.

Während der mehrträgigen Verhandlungen war es Martin oft, als ob er aus Gerassel und Geräusch heraus Alles hörte und es war ein böses Geräusch, das kein Gerichtspräsident verbieten kann, denn das Geräusch war in Martin selbst; sein ganzes Heimwesen stürzte zusammen in Unfrieden. —

Er zwang sich mit aller Macht, nur an das zu denken, was jetzt hier vor- ging, aber zwischen hinein sprang immer wieder der trotzigte Widerspruch seiner Frau und riß ihn fort zu Gegenrede und Abwehr, daß er oft plötzlich nicht mehr wußte, wo er war.

Eine brennende Hitze überflog Martin, als er inne wurde, daß er nun bald über Leben und Tod seiner Mitmenschen aburtheilen sollte, ohne recht zu wissen, was sie denn eigentlich gethan; sein Herz pochte und in seinem Kopfe hämmerte es unruhig.

Als wäre Tagwacht geblasen worden, so hielt er sich endlich auf seinem Posten. Er wußte seine Pflicht. Es gelang ihm, seine Gedanken auf die gegenwärtige Verhandlung zu lenken und er hatte dazu ein seltsames Mittel gefunden, das sich aber trefflich erprobte. So oft er sich in dem großen Stuhl anlehnte und sich's bequem machte, da gingen seine Gedanken heimwärts in Unruhe und bösen Zauber; sobald er aber sich straff aufrichtete und mit strengem Blick Zeugen und Angeklagte ins-Auge sah, da war Alles vorbei, da war alles Andere nicht da.

Die große Verhandlung ging zu Ende, Martin las dem Staatsanwälte und den Vertheidigern sowie dem Vorsitzenden jedes Wort vom Munde ab. Die Geschworenen zogen sich zurück. Martin, dessen Aufmerksamkeit und gewaltsame Theilnahme Allen sich zeigte, wurde zum Obmann gewählt.

Er verstand es, die mehrstündigen Verhandlungen der Geschworenen zu leiten und den Wahrpruch mit fester Stimme zu verkündigen.

Nun war's aber schlimm. Martin hatte sich so tapfer bewiesen, daß wenn er frei gelooft war, Vertheidiger und Angeklagte so lange fort und fort andere Geschworene ablehnten, bis Martin mit in der Reihe der zwölf Männer war. Die Genossen neckten ihn, daß er sich's durch seinen Eifer schwer gemacht habe; der Schwurgerichtspräsident aber, ein feiner Mann voll schlichten Gradsinns, verließ mehrmals den Mittagstisch der Beamten und setzte sich an den Tisch der bürgerlichen Geschworenen und wählte seinen Platz neben Martin. Auch der Inspector kam jetzt zu Martin, redete ihn kurzweg mit „Du“ an und ließ sich gern von Martin so nennen, und erzählte, daß Martin schon als Soldat, da er noch in seiner Schwadron gestanden, ein aufgeweckter braver Bursch gewesen sei, dem er mancherlei Anweisungen gegeben habe.

„Du wirst nicht gern wieder heimkehren,“ sagte der wortkarge Kamerad zu Martin, der über diese Worte bis ins Herz hinein erschrock. Erst nach langen Zögern, wie wenn er sich an der Verlegenheit Martins weide, erklärte der Kamerad, daß man eben daheim nicht alle Tage Wein trinke zum Essen und auch nicht alle Tage so viel gelobt werde.



III.

abheim bei der Frau ging es indeß ganz anders her. — Es verdrosß Afra jetzt doch, daß Martin durch den Knecht gar nichts hatte sagen lassen; er hätte ja durch ein Wort, das der Knecht nicht verstand, andeuten können, wie er sie von ganzem Herzen grüße und nach ihr verlange, und wie er wohl wisse, daß sie Alles gut in Stand halten werde. Indeß — strenge Arbeit läßt nicht viel nachsinnen und grübeln. Die Woche

war herum, man wußte nicht wie.

„Hat dein Mann dir nicht geschrieben?“ fragte der Delmüller die Frau, als sie am Sonntag aus der Kirche ging.

„Nein.“

Den Weg heimwärts eilte Afra, wie wenn ein böser Hund hinter ihr drein läme; sie eilte, um heim zu kommen und sich in ihrer Kammer auszuweinen. Sie mußte sich ja schämen, daß ihr Mann nicht mit einem Wort sie grüßte. „Und er kann ja schreiben, er kann gut schreiben; wenn's für Andere ist, da ist ihm nichts zu viel. Aber gieb Acht! Es ist vorbei damit. Ich will schon dafür sorgen, daß es ein Ende nimmt mit den Ehrenämtern, die uns zu Armuth und Elend bringen.“

Die zweite Woche ging vorüber und noch immer kam kein Brief, kein Zeichen. Dagegen hörte die Frau, daß ein Geschworener im jenseitigen Thale auf sechs Tage heimgekommen sei. Er rühmte sich, daß er einen der Vertheidiger veranlaßt habe, ihn zurückzuweisen. „Hätte das nicht auch Martin thun können? Er ist gewiß wieder der, der für Alle schreibt und rechnet. Aber so ist's, wenn die Männer vor das Haus hinauskommen. Nach der Gemeinderathssitzung gehen sie doch nur ins Wirthshaus und kommen doch noch Abends heim, aber jetzt die Schwurgerichte! Wochenlang fortbleiben! Das darf nicht mehr sein.“

Es wäre doch natürlich und verzeihlich gewesen, wenn Afra das zur Nase im Hause ausgeklagt hätte, sie sagte es aber nur zu sich selbst. Die eigene Ehre, und das ist auch die des Mannes, gehört in keines Andern Mund, und selbst in Gedanken hatte Afra kein niedriges Wort gegen ihren Mann, auf den sie doch, und wie sie glaubte, mit Recht, sehr böse war. Da war wieder eine gute Folge des Stolzes, der daran hält, daß niedrige Worte auch nur für niedrige Menschen gehören.

Die Knechte und Mägde verstanden die Meistlerin nicht; bald war sie zornig, bald gut, bald stellte sie ein Essen hin, als ob Kirchweih wäre, bald war wieder Alles mager und leer und man that ihr nichts recht. Nur mit dem kleinen Kinde war sie wie nährlich und berzte und liebte es übermäßig.

Am zweiten Sonntag ging die Frau nicht in die Kirche, sie wollte sich von den Leuten nicht wieder berufen lassen. Sie schämte sich, daß sie so gar nichts von ihrem Manne wisse. Sie saß allein daheim und nahm die Wirthschaftsbücher ihres Mannes vor, aber sie las nichts nach und trug nichts ein, sie saß da und starrte in die Luft und auf ihrem Gesicht lag ein bestiger Trotz, der wie ins Leere hineinsuchte, wo und wie er sich auslassen sollte. Plötzlich zuckte Afra zusammen. Das Kind, das in der Wiege aufrecht saß, rief ganz deutlich: „Vater!“ Es sprach das Wort zum Erstenmal, es wiederholte das Wort, da die Mutter dem Blick ihm zuwendete, und die starke mächtige Frau zitterte — das Kind sprach mit diesem einen Wort ihr ganzes Denken ans, sie beugte sich über das Kind und rief schluchzend: „O du armes Kind! Du sagst zum Erstenmal Vater und dein Vater hört es nicht, er ist nicht daheim und will nicht daheim sein.“ Ein Mannschritt näherte sich der Stube. Wenn das Martin wäre! Er muß es sein! Das Kind hat's geahnt.

Afra kann sich nicht umwenden und eine andere, aber doch wohlbekannte Stimme sagt: „Afra, warum weinst du?“

„O Vater, Ihr seid's? Willkommen! In dieser Minute hat mein Kind zum Erstenmal Vater gesagt.“

„Sei froh, daß du auch noch Vater sagen kannst. Ich will dir helfen.“



„Mir? Worin?“

„Und du fragst noch? Ist das erhört, daß dein Mann sein Hauswesen im Stich läßt und den Gemeinderath und den Beamten spielt?“

Der alte Weiherhofbauer hatte scharfe Worte für das ganze Thun und Lassen

Martin's, und gab an, wie er Vorsorge treffen wolle, daß Isra sich nicht vor Kummer und Schande zu Tode grämen müsse, wie die Frau des Hypothekers.

Wie staunte aber der Vater, als Isra jetzt ihren Mann lobte, ihm das Schönste und Beste nachsagte. Sie zeigte die Bücher und erklärte, wie Martin sein Haus in Ordnung halte und wie ihm nichts lieber sei, als daneben seinen Mitmenschen beizustehen; wie er den Wittwen und Waisen ein Vater sei. Immer mehr redete sie sich ins Eisern hinein und gerade als sie jetzt die Wirkurtheile des Vaters hörte, verwandelte sich Alles in Lobpreis. Sie hielt ihren Mann hoch, sie sagte, daß sie sich glücklich fühle, da er sie auch anleite, überall Gutes zu thun und für Andere zu sorgen; er sei der beste Mensch von der Welt und einen bessern gäbe es gar nicht. „Gottlob“ schloß sie, „daß mein Mann von Allen, was Ihr gesagt, nichts gehört hat. Vater, Ihr könnt den Trost mit heimnehmen, daß es eine glücklichere Frau als ich, nicht giebt, landaus und landein, und wenn ich meinen Martin jetzt da hätte, möchte ich ihm um den Hals fallen und ihn küssen und drücken.“

„Da ist ein Brief!“ unterbrach hier der eintretende Bote.

„Er ist von meinem Mann!“ rief die Frau in lauter Freude. Sie griff in die Tasche, um dem Boten ein Trinkgeld zu geben; sie fand aber nur große Gelbfülcke, und sie war mitten in aller Freude doch noch hausfalterisch genug, um dem Boten zu sagen: „Komm morgen, dann gebe ich dir was.“ — Sie öffnete den Brief und las:

Meine gute Frau!

Du bist grundgut, wenn Du es auch nicht immer so zeigen willst. Und Du kannst nicht dafür, daß Dir meine Arbeit für Andere und für das Gemeinwesen so zuwider ist; Du bist auf einem einsamen Hof aufgewachsen, wo man abgeschlossen lebt und für eine Frau ist es recht, daß sie vor Allem nur an das Heimwesen denkt. Bleib nur dabei. Du bist aber auch gescheit, und wirst schon noch einsehen, daß ich auch recht thue. Das ist aber besser zu reden als zu schreiben, und ich bin heut so milde, wie wenn ich eine ganze Woche gedroschen hätte. Sechs Tage lang haben wir einer ganzen Diebs- und Mörderbande durch alle Schleichwege nachschliffen müssen. Ich werde Dir Alles erzählen. Ich habe ein großes Verlangen nach Dir und unserm Kind. Es ist doch ein schweres Opfer, so von Haus und Hof wegzugehen und von seinem Liebsten. Es hat aber auch sein Gutes, man ist so für sich allein und besinnt sich wieder auf sich selber. Das Alles aber wollen wir besser ausreden als schreiben. Ich will Dir nur sagen: übermorgen Mittag ist Alles zu Ende, und ich will heim, keine Stunde länger bleiben, als ich muß; ich meine es sei schon ein Jahr, seitdem ich fort bin von daheim, von Dir. — Schick mir also auf übermorgen Mittag zwölf Uhr

unser Fuhrwerk in den „Wilden Mann.“ Der Knecht kam gleich drei Scheffel Hafer mitbringen, ich habe sie hier verkauft; er soll aber nicht vergessen auch noch Hafer zum Füttern in einem besondern Sack zu halten. Ich freue mich darauf, zu sehen, wie Du Alles gut in Stand gehalten. Uebermorgen Nacht bin ich daheim. Ich muß mir Mühe geben, es noch zwei Tage hier auszuhalten. Sie haben mich viermal zum Obmann gewählt, ich bin aber noch lieber als Obmann — Dein Mann

Martin.

„Nun Vater!“ rief die Frau „da leset. Das ist ein Herz, das ist ein Mann! Vater, fahret mit, wir wollen ihn mit einander abholen.“

„Ich hab' keine übrige Zeit.“

Der Vater aß in Ruhe zu Mittag, dann fuhr er wieder heimwärts.

Am Nachmittag ging die Frau in die Kirche. Aber so ist's! Wenn man in der Welt etwas Böses hat, da hat Jeder eine Frage; hat man aber etwas Gutes, sind sie Alle stumm. Kein Mensch fragt, ob sie einen Brief von ihrem Manne habe, und es hätte ihr's doch jeder am Gesicht ablesen können, da stand's geschrieben, was für einen guten Brief sie bekommen. Sie hielt eine Weile am Hause des Delmüllers an und sprach mit der Magd; sie sprach so laut, der Delmüller mußte sie hören und sie anrufen, aber er ließ sich nicht sehen, und so ging sie still heimwärts und sagte sich: „Es ist besser so; ich könnte den Brief ohne dieß Niemand zeigen, so verliebt ist er ja, und es soll's auch Niemand wissen, daß je ein uneiniger Gedanke zwischen uns gewesen.“ Sie herzte und küßte ihr Kind, dann legte sie sich das Schreibzeug zurecht, setzte sich behaglich nieder und wollte einen großen Brief schreiben, den sollte ihm der Knecht bringen, im Voraus, damit er gleich wisse, wie es ihr ums Herz ist. Aber sie kam damit nicht zu Ende, ja, nicht einmal zum Anfang, denn jeder Anfang war ihr nicht recht: Pieber, Guter, Braver, Getreuer, Herzgeliebter — das ist Alles recht, wenn man nur Alles zusammenschreiben könnte, und sie möchte ihm bekennen, wie sie böse Gedanken gehabt, und wie sie zu guten geworden, aber . . . er hat Recht, das läßt sich besser reden als schreiben. Endlich legte sie das Papier weg und nahm sich vor, morgen zu schreiben. Am andern Tage sagte sie dem Oberknecht, daß er das Fuhrwerk gut herrichten und den Hafer fassen solle, um zum Dienstag den Meister zu holen.

„Wer holt ihn?“ fragte der Knecht. Und seltsam! Diese Frage stellte der Frau etwas ganz Neues vor die Seele. Sie wendete sich ab und rief rückwärts: „Nichte nur Alles gut her, ich will dann schon sagen, wer fahren wird.“

Jetzt kam Afra nicht mehr zum Schreiben, denn eine Unruhe, die sie noch nie gekannt hatte, überwältigte sie, und oftmals richtete sie sich noch stolzer auf

als je, und ihr Blick sagte: „Ja, es wird schon gehen, du hast es ja früher schon probirt.“

In der Nacht ging Afra selbst in den Stall und sah zu, wie den Pferden Futter aufgeschüttet wurde. „Ja, freßt recht,“ sagte sie zu den beiden Kappen, „ihr müßt rennen wie geschoßen; wir holen ihn.“ — Sie legte sich früh nieder, aber sie fand keinen Schlaf. Sie hörte jede Stunde schlagen. Mit dem Glockenschlag drei Uhr stand sie auf und befahl dem Knecht anzuspinnen.

„Wer fährt denn?“ fragte der Knecht.

„Wirßt schon sehen.“

Es war aufgeladen und angespannt, da kam die Meisterin herab, sonntäglich gekleidet und wohl eingehüllt, sie empfahl nochmals der Base, genau auf das Kind Acht zu haben, dann wendete sie sich zu dem Knecht: „So, jetzt gib mir die Zügel.“

„Wollt Ihr allein fahren, Meisterin?“

„Ja. Führe die Pferde ein Stück Wegs an der Hand, bis auf die Landstraße, dann kommen wir schon mit einander fort. Steck die Peitsche nur hier nebenein, ich brauche sie nicht.“ —

Der Wagen rollte fort durch die Sternennacht, und als sie ganz allein war, hielt Afra eine Weile an, stand auf und sprach in die weite Welt hinaus: „Ich hole meinen Mann heim!“

Die Pferde schienen es zu wissen, daß ein guter, ein überglücklicher Geist sie regierte; sie gingen im gleichmäßigen Trabe auf dem ebenen Wege dahin, es bedurfte kaum eines Nuckes an den Zügeln.

Afra war keine furchtsame Natur, aber doch, als jetzt der Weg eine Stunde lang durch den Wald führte, zitterte ihr das Herz. Die Gegend ist zwar sicher, man hat schon viele Jahre nichts gehört von Straßenräubern, aber die Mord- und Raubgeschichten, die sie in den letzten Wochen so oft gehört, wachten auf. Es kann doch sein, daß jetzt zwei Männer kommen, du kannst dich nicht wehren, sie werden dich begraben, da im finstern Wald, und fahren mit dem Gefährte davon und vor dir ist dein Mann und hinter dir dein Kind, und Niemand weiß, was aus dir geworden, die Pferde können nicht reden und Zeugniß geben. . . Die Hecken am Wege, die jungen Tannen, die Steinhausen, die Felsen, die Sägenflöße, überall war's als ob da was launere und herausstrieche. Es zeigte sich oft und oft, daß die Furcht unnöthig gewesen, die Hecke war Hecke, der Steinhausen nichts als Steinhausen, aber die Furcht und das Bangen lief immer voraus und wartete an dieser und jener Stelle. Afra fürchtete sich eigentlich mehr vor ihrer Furcht, denn wenn in der That Räuber gekommen wären, sie hätte sich gewiß tapfer gehalten. Es knallt eine Peitsche lustig die Straße herauf: Gottlob! Es kommt

doch ein Fuhrwerk, die Straße ist nicht so menschenleer. Vor lauter Freude und Bangen wäre Afra beinahe in das begegnende Fuhrwerk hineingefahren; aber die Pferde hatten selber Verstand und wichen noch geschickt aus, nur gingen die Hinterräder über einen Haufen zerkleinerter Steine; Afra war in der Gefahr zu stürzen, aber sie hielt sich noch fest und schrie nicht einmal in der Angst; das Fuhrwerk war wieder flott und fuhr nun lustig auf der Straße dahin. Jetzt ist



das Aergste überwunden, nun geht's beständig an Häusern vorbei, denn die Dörfer liegen hier meilenweit zerstreut auseinander.

So lang es Nacht war, blieb Afra nun voll frohen Muthes; als es aber tagte, überfiel sie ein Bangen vor den Blicken der Menschen: auf der Straße und in den Dörfern, so als Frau, allein, es ist schlimm; ihr Stolz ist nicht gewohnt bespöttelt zu werden, auch wenn man nicht weiß, wer sie ist. Glücklicherweise

sah sie bei einer Anhöhe ein einsames altes Männchen mit einem leeren Sack über der Schulter an seinem langen Stocke die Straße dahinziehen. Sie nahm sich schon von ferne vor, das Männchen mitfahren zu lassen, und willkommener war der Hypotheker lange keinem Menschen gewesen, als jetzt der Frau Afra. Er saß bald wohlgenuth bei ihr auf dem Wagen und erzählte, daß er jetzt zu Verwandten wolle, die im letzten Dorfe vor der Kreisstadt wohnten, um sich dort für den Winter etwas zu holen. Afra kehrte unterwegs ein und saß bei dem Hypotheker und bewirthete ihn, als wäre er ihr nächster Angehöriger.



IV.

s war noch nicht Mittag, als Afra in der Kreisstadt ankam. Sie kehrte im „Wilden Mann“ ein und war glücklich, daß die Wirthin sie zuerst begrüßte; vor einer Frau schämte sie sich weniger, so allein daher zu kommen. Sie fragte nach ihrem Mann und erhielt zur Antwort, daß er noch in der Gerichtssitzung sei, heute sei die letzte. Sie ging nun ebenfalls nach dem Schwurgerichte, wo man sie auf die Gallerie der Zuhörer wies. Eben als sie eintrat,

sprach der Präsident: „Ich erkläre hiemit die Sitzung des Schwurgerichtshofes für geschlossen. Meine Herren Geschworenen! Nun habe ich noch ein Wort an Sie.“ Die Geschworenen erhoben sich geräuschvoll, die Frau sah ihren Mann in der vordersten Reihe, aber er schaute nicht nach ihr um; seine Wangen waren geröthet, seine Augen glänzten, aber sie waren nach dem Präsidenten gerichtet, der jetzt fortfuhr: „Sie haben Ihre schwere Pflicht mit Treue und eifriger Hingebung erfüllt; Ihr Gewissen wird Ihnen danken, aber ich danke Ihnen im Namen der Staatsgesellschaft, im Namen der Gerechtigkeit. Nur der Staat ist der Freiheit und Gerechtigkeit würdig, dessen Vürger sich mit edlem Eifer ihren

Obliegenheiten hingeben; Sie Alle haben das gethan, Dank, gerechter Dank Ihnen! Einen besondern Dank aber muß ich aussprechen unserm braven, rechtschaffenen Obmann Martin Sprösser.“ Ein Gemurmel der Beistimmung erhob sich unter den Zuhörern; Afra richtete sich unwillkürlich auf und jetzt traf sie ein Blick ihres Mannes. Er schien seinem Blicke, der sie erkannte, nicht zu trauen, denn er rieb sich die Augen, schaute sich flüchtig noch einmal um, gab aber kein Zeichen des Erkennens, dann wendete er sich wieder dem Präsidenten zu, der mit den Worten schloß: „Glücklich der Staat, die Menschengemeinschaft, die tapfere, hingebende Bürger hat. Die Bürgertugend ist der schönste Ehrenschnuck und die festeste Stütze des Lebens. Möge sie unserm deutschen Vaterlande immerdar verbleiben.“

Alle erhoben sich und die Frau sah sich von dem Gedränge auf die Straße hinaus verjast und wußte nicht, wie ihr geschehen war. „Wenn nur mein Vater auch dagewesen wäre,“ sagte sie vor sich hin.

„Du bist hier, Afra? Bist du's wirklich?“ redete sie von hinten eine Stimme an. Es war ihr Vater, der vor ihr stand.

„Seid Ihr auch oben gewesen?“ fragte sie.

„Ja, es hat mir rechtschaffen wohlgethan. Du hast mich am Sonntag doch etwas belehrt. Ich habe selber sehen wollen, wie's dein Mann treibt, und es reut mich nicht, daß ich den Tag dran gegeben habe. Das ist's werth. Wo ist denn dein Mann?“

„Ich hab' ihn noch nicht gesehen.“

„Die Geschworenen haben einen andern Ausgang; er ist wohl schon im Wirthshaus.“

Vater und Tochter gingen mit einander, und der Vater neckte sie wegen ihrer Verliebtheit. Afra schaute immer zu Boden, denn sie glaubte, die ganze Welt müßte ihr ansehen, daß sie sich vor Glückseligkeit gar nicht zu helfen wisse.

Im „Wilden Mann“ war großes Gedränge in der vordern Stube wie in der Herrensstube, aber Martin war nirgend zu sehen; da kam die Wirthin auf Afra zu und sagte: „Euer Mann ist in meiner Stube daneben; ich hab' ihm gesagt, er soll da auf Euch warten. Habt Ihr etwas mit ihm gehabt? Er war so erschrocken, wie ich ihm berichte, daß Ihr allein angekommen seid?“

„O Gott bewahre!“ sagte Afra; alles Blut trat ihr nach dem Herzen zurück, und in dieser Minute blühte sie schwer die Härte, die sie beim Abschied gelibt hatte.

Afra ging in die Kammer, Martin war nicht da. Sie kam sich selbst wie verloren vor. Was ist denn das? Hatte sie die Wirthin zum Narren gehabt? Der Vater war ihr unversehens von der Seite verschwunden. Was sollte sie jetzt thun unter den vielen fremden Menschen? Und ihr Herz war so voll, so über-

voll. Sie streckte die Hand aus und Niemand faßte sie. Bald sollte sie das ganz erfahren.



Ein Knecht des Vaters sagte ihr, daß dieser im Stall sei bei seinen Pferden „Und Euer Mann ist auch unten,“ setzte er hinzu.

Afra ging nach dem Stall; sie hörte Vater und Mann über die Pferde sprechen, der Vater wollte Martin ein schöneres Gespann Klappen in den Tausch geben und es klang fast wie Lob, als er sagte: „Ein Mann wie du mußt ein

schöneres Gespinn haben.“ — Afra streckte ihrem Manne die Hand entgegen, er gab sie zögernd.

„Wie bist du denn dahergekommen? Hast du denn keinen Knecht bei dir?“ fragte Martin.

„Ich bin allein gefahren.“

„So?“

Das war das Ganze, was Martin darauf erwiderte, und Afra schossen die Thränen in die Augen.

Der Vater drängte indeß, daß man sich zu Tisch begeben. Afra schluckte die Thränen hinab und rebete auch weiter kein Wort. Bei Tische wurde sie mehrmals bald roth bald blaß, da man allerseits lobte, daß sie und ihr Vater Martin abholten: da sähe man, was rechtschaffene ehrenhafte Leute seien; während Andere darüber schelten, daß man Zeit und Geld verliere, wenn man Geschworener sein müsse, seien das noch Leute, die auf die rechte Ehre was halten. Afra gab der Kellnerin die Speisen, die sie auf den Teller genommen hatte, wieder zurück und auch das Lob, das ihr geboten wurde, konnte sie nicht genießen. Ihr Vater aber nahm das Lob als verdienten Lohn hin und sagte, sich behaglich einschinkend: Dafür habe man's ja, Gottlob. Dafür müsse man Gott danken, daß man so gutgestellt sei, um Arbeitstage und Kosten für das gemeine Beste aufzuwenden. — Afra schaute ihren Vater groß an, aber er sprach so treuherzig und fest, daß ihm diese Rede in der That aus der Seele zu kommen schien. Er stieß mit seiner Tochter an und sagte: „Dein Obmann soll leben!“ Weder Afra noch Martin war indeß wohl bei dem guten Essen, noch bei dem Lob. Jetzt kam es noch viel schärfer, denn der Präsident, der mit an der Tafel saß, erhob sich, klingelte an das Glas und sprach: „Ihr Männer, ich freue mich, daß ich das Lob, das Euch gebührt, nun auch theilen kann. Nur der Mann ist fähig mit freiem vollem Herzen sich den Pflichten des Vaterlandes hinzugeben, der eine Frau zur Seite hat, die sich mitfreut über sein gemeinnütziges Wirken, die treu und hauswälderisch das Heimwesen in Stand hält, derweil der Mann draußen im Feldzug ist. Ja, es war ein Feldzug, den wir miteinander erlebt, ein Feldzug gegen Uebelthat und Verbrechen. Wir haben mit dem Schwerte der Gerechtigkeit gekämpft und dabei hat sich manche gute Kameradschaft ausgebildet. Diese Entfernung vom täglichen Beruf, dieses Leben in der Fremde für die Heimath, hat Manchen inne werden lassen, daß er neben dem Berufe für das Haus auch einen schönen hat für die Welt, und Mancher hat einen Freund gewonnen, von dem er früher gar nicht gewußt, daß er auf der Welt ist. Wir haben uns einander erkannt, als Bürger ein und desselben Vaterlandes, als Bürger seiner Freiheit und seines Rechtes. Heil dem Manne, der draußen wirkt für das ge-

meine Beste; zwiefach Heil dem, der bei der Heimkehr ein Herz findet, das mit ihm eins ist in Rechtschaffenheit. Wir haben die Freude, eine stattliche schöne Vertreterin der in den Frauen waltenden Bürgertugend unter uns zu begrüßen. Erhebt Euere Gläser! Wir trinken auf das Wohl der stattlichen Frau Martin Sprösser und auf das Wohl aller der Frauen daheim, die ihre Männer bei



der Heimkehr von ihrem Berufe für das allgemeine Beste mit Ehre und Herzlichkeit begrüßen. Frau Martin Sprösser und alle ihres gleichen leben hoch.“

Afra meinte, die Dede müsse über ihr zusammensinken, da das laute „Hoch“ erschalle. Martin schaute verwundert drein. So schön hatte seine Frau noch nie ausgesehen. Die Bauern kamen und stießen mit ihr an und sagten, es thäte ihnen leid, daß ihre Frauen nicht auch hätten abkommen können; sie wollten ihr aber von der Sprösserbäuerin erzählen. — Der Inspector, der

mit Afra anstieß, sagte zu Martin, wenn er noch einige Stunden warten wolle, so möchte er mitfahren bis zur nächsten Amtsstadt, wo er Geschäfte zu verrichten habe. Afra winkte, er solle verneinen, und Martin erklärte, daß er jetzt schon abreisen müsse.

Auch der Präsident war zu Afra gekommen, und der Vater hatte ihm seinen Stuhl eingeräumt und sich still davon gemacht. Der Präsident versprach, Martin und seine Frau einmal in Wellendingen aufzusuchen. Er fragte, ob sie auch schon Kinder hätten, und Afra hatte das Glück Martin mitzutheilen, daß ihr Knabe gestern zum Erstenmale ganz allein vom Tisch bis zur Ofenbank gelaufen sei, daß er auch zum Erstenmale Vater gesagt, erzählte sie nicht; sie schämte sich der Gedanken, die sie dabei gehabt.

Als sich der Sturm gelegt hatte, drängte Afra aufs Neue, daß man sich bald aufmache, um wieder heimzukehren.

„Willst du wieder die Zügel führen?“ fragte Martin leise.

„Wie kannst du nur so was denken? Ich bin froh, daß du sie wieder fest in der Hand hast. Mir hat immer das Herz gezittert.“

Und als Martin mit seiner Frau auf dem Wagen saß, schauten Alle zu den Fenstern heraus und riefen: Glück auf den Weg! — Der Zimmergenosse, der Waldbauer aber stand am Wagen und sagte: „Du hast schöne, stolze Pferde. Wenn du einmal ein neues Gespann brauchst, denk' an mich, ich habe auch und gebe sie dir zu gerechtem Preis, auf Treu' und Glauben eines Geschworenen.“

Martin reichte ihm nochmals die Hand, nickte fröhlich zu den Grüßenden an den Fenstern zurück, schwang die Peitsche und fort ging es zur Stadt hinaus. Sie fuhren eine geraume Weile ohne etwas mit einander zu reden. Afra schaute immer vor sich nieder. Endlich streckte Martin die Peitsche neben sich und begann: „Setz sag', warum hast du das gethan? Warum bist du allein daher gefahren? Es hätte dir ja können ein Unglück passieren und du hättest den Spott noch dazu gehabt.“

„Ich habe es Dir zu lieb gethan.“

„Mir zu lieb? Du hast mich ja mit Kummer in der Seele davon ziehen lassen und Tag für Tag habe ich gehofft, daß du mir schreiben wirst und du hast nichts gethan, bis ich mir ein Herz gefaßt und dir geschrieben habe; denn es ist eine Sünde und eine Schande obendrein, daß zwei Menschen wie wir, die so glücklich auf der Welt sein können, nur eine verbitterte Minute haben.“

„Ja, das ist es,“ sagte die Frau. „Darum bin ich auch allein gekommen, es sollte kein Knecht dabei sein, wir Beide ganz allein, und ich habe es nicht erwarten können, bis ich dir um den Hals fallen und jagen kann: Ja, du hast recht und ich bin einfältig und du thust das Gescheite und Rechte. Heute, wie ich

das Alles gesehen habe, da ist es mir gewesen, wie wenn du noch einmal confirmirt würdest.“

„Confirmirt?“

„Ja, ein Mann, der ein Ehrenamt hat und ihm vor aller Welt rechtchaffen vorsteht, der wird als Mann confirmirt. So kommt mir's vor.“

„Das ist ein braves Wort, das läßt sich hören. Aber weißt du, was mir jetzt das Liebste wäre?“

„Was?“

„Wenn ich nicht Obmann und nicht gelobt worden wäre. Ich fürchte, es ist die Eitelkeit allein, die dich bekehrt hat.“

Die Frau wehrte ab, er solle das doch nicht denken, aber Martin fuhr fort:

„Ich wäre lieber da beim Gericht wie beim Militär nichts als ein gemeiner Soldat gewesen, ohne alle Auszeichnung. Wenn nur Jeder seinen Posten gut ausfüllt, dann ist Alles gut. Schau Frau, ich bin jetzt gelobt und ausgezeichnet worden; es kann aber auch einmal kommen, daß ich so vorgehen muß, daß mir Niemand Dank sagt, ja noch mehr, daß ich statt gelobt geschimpft werde. Wie wird's dann bei dir sein?“

„Dann stehst du bei mir in hohen Ehren, in Allem was du thust. Du willst nur was gut und rechtchaffen ist. Du sollst dein Lebenlang nicht mehr hören, daß ich dir in diese Sachen dreinrede. Und jetzt bist du gut und Alles ist gut und red' nichts mehr.“

Martin hielt die Pferde an, schaute sich um und um, dann umhastete er seine Frau.

„Wie wir von der Hochzeit heimgesahren sind, war ich nicht glückseliger als jetzt,“ sagte die Frau wieder. Und obgleich es eben zu schneien begann, war es den Beiden, als fähren sie durch den hellen, sonnigen Frühling dahin.

Als man in Obernstadt ankam, sagte die Frau: „Ich bin froh, daß wir hier einkehren und sültern. Ich muß dir sagen, ich habe gräßlichen Hunger. Ich habe heut' Mittag keinen Bissen essen können, so schwer ist mir's gewesen, weil du immer so nebensaus gesehen und gesprochen hast.“

Im Erker in der Post saß der Sprösser-Martin und seine Frau und sie aßen und tranken mit einander und lachten einander zu, wie wenn sie zum Erstenmal so beisammen und wie wenn sie allein auf der Welt wären. Und doch war Lärm und Gedränge genug um sie her, der Boden über ihnen schwankte und Musik schallte drein. Der alte pfiffige Postmeister trat zu den Beiden in die Erkerstube und sagte: das freie ihn, daß sie auch zur Hochzeit seiner Tochter kämen, ob sie denn nicht den Tanz mit ansehen oder selbst mittanzen wollten, sie thäten ja mit einander wie verliebte junge Leute.

„Mein Mann ist Geschworener gewesen,“ sagte die Frau.

„Hab's gehört, und Obmann dazu. Wenn wir zum nächsten Landtag einen Abgeordneten wählen, bringe ich Euch in Vorschlag, Sprösser.“

„Da muß ich danken, in zehn Jahren wollen wir einmal davon reden, jetzt bin ich noch zu jung. Und Ihr habt recht, jetzt will ich noch tanzen. Willst du mit mir tanzen, Afra?“

„Ja, komm',“ sagte die Frau, und die Beiden gingen mit einander auf den



Tanzboden und tanzten so fröhlich, daß die andern Paare still hielten und ihnen zuschauten.

„Ich meine, ich hätte mein Lebenlang noch gar nicht getanzt, so schön ist's,“ sagte die Frau.

„Jetzt ist's aber genug,“ sagte Martin. „Jetzt will ich heim, ich habe Verlangen, unsern Bubenzu sehen.“

Auerbach, Volkstaler. 1862.

Es war eine fröhliche Heimfahrt, und Martin und seiner Frau klang es noch auf dem Wege wie Musik in den Ohren. Aber die schönste Musik war es doch, als Martin daheim zum Erstenmal hörte, wie sein Kind rief: Vater!

Bei der letzten Landtagswahl war Martin mit im Wahlgang, und Afra redete ihm zu, daß er die Wahl annehme. Er wurde aber nicht gewählt und möchte jetzt lieber warten, bis er im deutschen Reichstag sitzen kann. Wird er wohl noch lange zu warten haben?

